Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 7 (1994)

Artikel: Eine Werdenberger Familie im Orient : prägende Jugendjahre in der Türkei aus der Erinnerung

Autor: Sigrist-Clalüna, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893216

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Werdenberger Familie im Orient

Prägende Jugendjahre in der Türkei aus der Erinnerung

Rudolf Sigrist-Clalüna, Werdenberg

IV. Teil: Jugend- und Schulerinnerungen aus den Jahren 1928–1934

Zum Verständnis

Nach den Beiträgen, die er aus den Briefen und Tagebüchern seiner Eltern Fritz und Clara Sigrist-Hilty in den letzten Jahrbüchern gestaltet hat, berichtet Rudolf Sigrist-Clalüna in diesem vierten Beitrag von seinen eigenen Jugenderlebnissen. Diese führen uns in die ersten Jahre der türkischen Republik, die aus dem Zerfall des osmanischen Reiches als ein an Europa orientierter, sich modernisierender Staat entstanden war. So reizvoll und eindrücklich die Erinnerungen des Autors sind – ihr Wert liegt nicht in den vielen oft rührenden, häufig aber auch ganz gewöhnlichen Erlebnissen, die er als alter Mann in gehörigem Abstand immer noch lebendig schildert, sondern vielmehr darin: Wenn es schon allgemeine Erkenntnis ist, dass die Jugendjahre einen Menschen besonders prägen, so gilt dies in hervorragendem Masse bei Rudolf Sigrist.

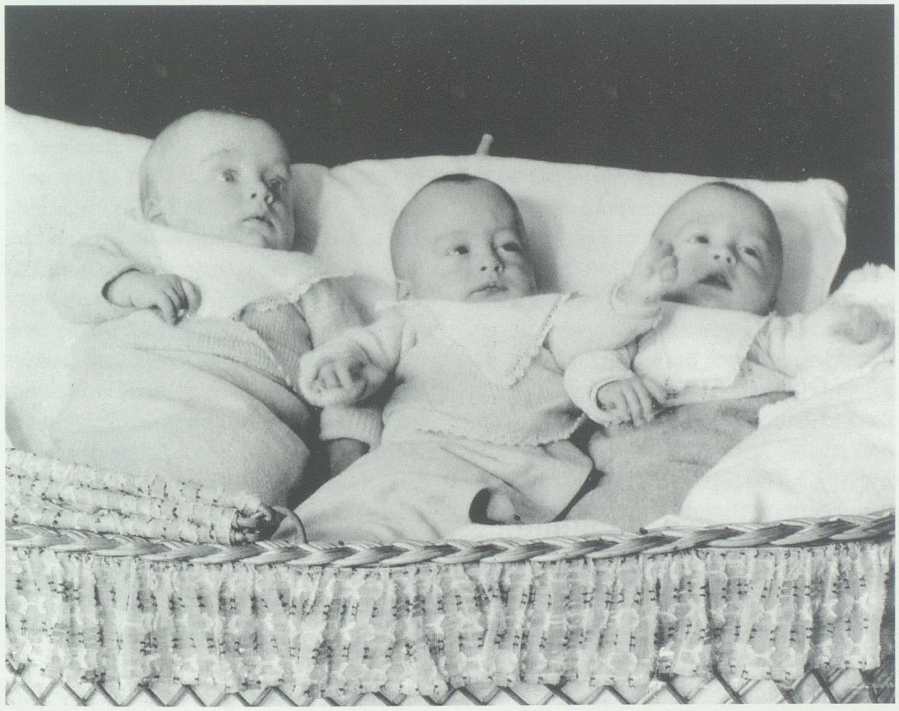
Nach seiner Rückkehr in die alte Heimat blieb ihm die grosse Kulturdifferenz zwischen der Welt des nahen Orients und dem Leben in Mitteleuropa stets nur zu bewusst. Unterstützt von seinen Sprachkenntnissen des Arabischen und Türkischen, ausgestattet mit der nachforschenden Neugier seines Vaters, geprägt von einem lebendigen Gefühl für Gerechtigkeit und Abscheu vor kollektivem Unrecht an ganzen Völkern oder Gruppen, trug er diese Jugenderinnerung wie einen Schatz mit sich, und in- und ausserhalb der Familie spielte sie in seinem Leben eine zentrale Rolle. Sorgfältig und mit bedachter Auswahl wurden die Beziehungen aus dieser Vergangenheit weiter gepflegt. Bis in die Gegenwart blieb er ein aufmerksamer Beobachter der politischen und kulturellen Entwicklung «seines» Orients, bereit, aus seiner Erfahrung und Kenntnis heraus Position zu beziehen.

Diese persönliche Situation bekam in den letzten Jahrzehnten eine neue Dimension, als im Gefolge der europäischen Arbeitermigration zunehmend auch Türken und Kurden unter uns in Mitteleuropa zu arbeiten und zu leben begannen. Durch seine Kenntnisse war es Rudolf Sigrist möglich, hinter die Spannungen der kulturellen Reibungsflächen zu blicken. Nur er weiss, in wie vielen Fällen seine Kontakte und Hilfestellungen nötig waren, und im Gespräch betont er immer wieder, wie wichtig es ist, diese Kontakte mit Rücksicht auf die Unerbittlichkeit politischer Spannungen und Auseinandersetzungen diskret zu behandeln. Darum waren für ihn die Aufzeichnungen und Erzählungen seiner Eltern zu den Armeniermassakern während des Ersten Weltkriegs eine ständige Belastung, weil er sich verpflichtet fühlte, sie weiterzugeben trotz der nie auszuschliessenden Bedrohung, die immer noch solchem Wissen entgegengehalten wird.

Wie Rudolf Sigrist seine Erinnerungen immer als Auftrag zur gegenseitigen Verständigung der Kulturen und Verpflichtung zur persönlichen Hilfestellung verstanden hat, sollen darum auch seine Erzählungen ein Anstoss und eine Mahnung sein, das Fremde in der eigenen Kultur als Bereicherung zu empfinden und zu schützen.

Sein Bericht setzt ein mit der Schilderung der abenteuerlichen und beschwerlichen Rückreise der Eltern von Keller/Entilli nach Istanbul im Jahre 1918, als sich die werdende Mutter zur Entbindung in die sichere Schweiz zurückzuziehen wünschte. Dort schenkte sie am 17. November 1918 drei Knaben das Leben.

Die Drillinge Kaspar, Ruedi und Hans Sigrist, 1918 in Werdenberg geboren, erlebten ab 1927 ihre Kindheit in Istanbul, wo sie auch die Schulen besuchten.



Otto Ackermann

Erinnerungen von Vater Fritz Sigrist: Heimreise ab 7. April 1918 bis 21. August 1918

Die beschwerliche Reise meiner Eltern mit dem kleinen Karlfrideli (Karl Fritz) von Keller nach Haydarpaşa in einem Güterwagen dauerte vom 7. April bis zum 21. August 1918. Heutzutage kann diese Reise in einem einzigen Tage im Schnellzug zurückgelegt werden. Über die Reise von Istanbul nach Werdenberg liegen keine Tagebuchnotizen vor. Ich erinnere mich, wie die Mutter mir einst sagte, sie sei so dankbar gewesen, dass sie «uns drei», die sie unter dem Herzen trug, nicht in der Türkei zur Welt bringen musste, eingedenk der schweren Geburt unseres Bruders Karl Fritz, der am 26. Januar 1917 in einem Häuschen am Rande der Wildnis über der Kilikischen Ebene geboren wurde. Zusammen mit meinen Brüdern Kaspar und Hans erblickte ich im grosselterlichen Haus neben dem Schloss Werdenberg am Sonntag, 17. November 1918, das Licht der Welt. Schon nach neun Jahren reiste die Mutter mit uns vier Buben wieder nach Konstantinopel. Unser Vater hatte als Ingenieur die Leitung des Bahnbaus der Linie Fevzipaşa – Diyarbakır übernommen.

Vater schreibt in seinen Erinnerungen aus der Zeit des Bagdadbahnbaus 1910 bis 1918, aufgezeichnet 1919/20: «Es wird ein belgischer Güterwagen erst ganz gehörig mit heissem Wasser und Desinfektionspulver gereinigt, dann die Fugen ausgestopft mit Watte und häuslich eingerichtet und zwar auf der einen Seite das Schlafzimmer für Clärli, Karl Fritz und mich. Box, Teppich und zwei Liegestühle auf der anderen Seite, Koffern etc., Mangal (Kohlebecken) und der Diener Joggel, der Schneider Ibrahim Çavuş. Vor der Abfahrt grosser Abschied am Wagen, und der Bauzug nimmt uns mit bis Entilli, wo wir an den durchfahrenden Zug angehängt werden. In Entilli kommen Köppels zur Bahn, in Airan schon spät noch Rizzis und Meiers, auch der Doktor Hovnanian, dem wir den Korb mit dem Service herausgeben. Dann geht's bis Mamurieh, wo wir bereits in der Dunkelheit ankommen. Dort erste Schwierigkeiten wegen Pass, die jedoch mit etwas Schneid und den zum ersten Mal getragenen Ordensbändern behoben werden. Der Schneider muss sich hinter einer Kiste verstecken, um der Kontrolle nicht in die Hände zu fallen. Erst wie der Zug abrollt, darf er wieder Luft schnappen. Im Bett ist's ganz herrlich; mitternachts durch Adana, grosser Lärm, dann morgens früh in Jenice, eine Station vor Dorak. Dort werden wir abgehängt und haben Zeit zur Morgentoilette, herrlich frische Morgenluft. Unsere Wagen sind eingereiht zwischen Kriegsgütern und ausgewiesenen Kurden, Arabern und landwirtschaftlichen Maschinen. Die Araberfrauen schauen neugierig unserem Waschen zu. Sie sind weniger gut untergebracht. Das Frühstück, auf dem Mangal gekocht, schmeckt herrlich, und der zweite Tag Reise fängt in guter Stimmung an. Karl Fritz, gut ausgeschlafen, spaziert mit mir und Joggel an der Morgensonne, die Hausfrau ordnet das Wohn- und Schlafzimmer. Nach einigen Stunden holt die Lokomotive den ersten Teil des Zuges, wo auch wir nach einigen Debatten mitangehängt werden. Gut ausgeruht, gewaschen und nach üppigem Zmorget setzen wir uns an die offene Waggontüre in die Lehnstühle, Karl Fritz auf dem Schoss, und fahren durch die gut bebaute, äusserst fruchtbare Gegend und langen bald in Kelebek, dem Endpunkt der Normalbahn, an. Dort, im grossen Umschlaggetümmel, hilft Herr Dietz uns, unser Gepäck umladen, und erst wie das fertig ist und Ibrahim Çavuş und der Schneider als Wache im Kleinbahnwagen vor unseren gesamten Kisten und Koffern etc. postiert sind, geht's zu Dietz in sein Junggesellenheim zum Mittagessen.

Karl Fritz immer munter und brav. Dann Abfahrt bis nach [...], wo uns Dr. Ritter erwartet, der Sohn von Dr. Ritter aus Zürich, graphischer Statistiker am Eidgenössischen Polytechnikum. Veterinär Fry erzählt, wie ihm sein Haus mit Hab und Gut abgebrannt sei.

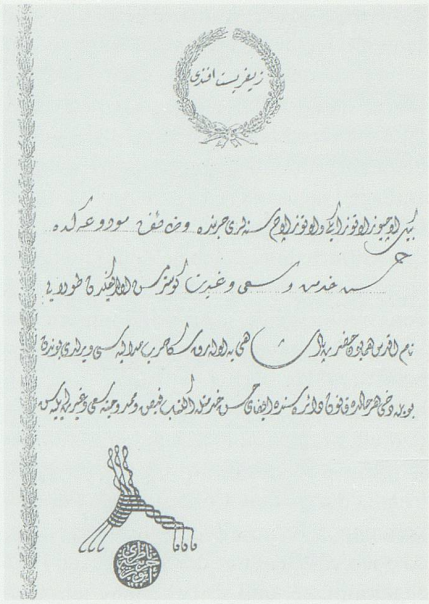
Grosse Bauten. An Installation hier vorbei. Bei Ritter Viaduktbau, grosse steinerne Brücken wie die Albulabahnbrücken. Dort übernachten Frau Faulborn und der Junge von Brehm. Morgens früh weiter nach Belemedik. Dort grosse Aufregung, bis uns ein Waggon bereitgestellt wird, der unter gleicher Prozedur wie in Keller gereinigt wird. Wir bleiben dort zwei Tage. Besuch bei Kellermanns. Besuch per Wagen mit Joggel zu Dr. Lange und Läufer nach Pozantı. Der Salonwagen, in dem Direktor Meyer von Cospoli gekommen ist, wurde zu unserem grossen Glück von irgendeiner hohen Persönlichkeit beschlagnahmt. Wie es sich herausgestellt hat, hat nämlich Dr. Meyer in ihm durch Läuse Flecktyphus bekommen und ist nach acht Tagen Krankheit gestorben. Vor der Abreise sind wir wieder ganz heimelig eingerichtet. Abends vier Uhr ab Pozantı, wo Lange und Läufer von uns Abschied nehmen. Hier müssen nun Joggel und der Schneider zurückbleiben. Joggel fällt es schwer, von Karl Fritz Abschied zu nehmen, und er weint bitterlich am Bettchen von Karl Fritz. Inzwischen leeren Dr. Lange, Läufer und Clärli und ich eine Flasche alten Weines mit Mokka-Bechern. Aber auch uns geht der Abschied von Joggel nahe. Es ist schon dunkel, als der Zug abrollt. Nunmehr sind wir nur noch von Ibrahim Çavuş begleitet. Die Lokomotive, mit Holz befeuert, zieht nur langsam den Zug hinauf bis zur Passhöhe. An den Stationen wird jeweils lange angehalten. Wir schlafen aber ordentlich gut. Auf einer Station ein Höllenlärm. Erschreckt wachen wir auf, Ibrahim Çavuş tröstet uns, es seien nur Frauen. Soweit die Stimmen der Frauen nicht im Gekreisch überschnappen, versteht man, dass es sich um gestohlene Kleider handeln muss. Die Frauen waren im Güterwagen mit Soldaten, Auswanderern etc. zusammengepfercht und merkten, dass ihnen, während sie schliefen, ihre Kleider und Decken gestohlen wurden. Im Gefühl der Sicherheit, mehr noch, als wenn wir im Erstklasscoupé mit Offizieren, getrennt von unserem

Karl Fritz auf der Heimfahrt 1918.

Gepäck, gereist wären, schlafen wir bald wieder ein. Morgens früh sind wir in Konya. Herrliches frisches Wetter. Beim Bahningenieur, einem Deutschen, bekomme ich frische Milch, kaufe auch eine Meerschaumpfeifenspitze. Gutes, weisses Brot erhältlich. Auf den Stationen vor Konya konnte ich einen Korb mit Eiern kaufen. Im übrigen sind wir reichlich mit Konserven versehen. Mittags, nachdem wir noch in Ruhe (nur unterbrochen vom Rangieren des Zuges) gegessen, rollen wir wieder ab nach Eskişehir, wo wir anderntags in der Frühe eintreffen. Afyonkarahisar in der Morgensonne, in herrlicher Beleuchtung.

Wir fahren an der auf Felsen hoch gebauten Stadt vorbei. Ringsherum zeugen Säulenreste von alten Bauten. In Eskişehir soll der Personenzug bleiben. Auf meine Reklamation hin werden wir einem Güterzug angehängt, und so geht's zirka um halb drei Uhr mittags ab, voller guter Hoffnung. Aber bereits einige Stationen vor Bilecik müssen wir stundenlang liegenbleiben, und es reut uns jede Stunde, die so von unserem Vorsprung verloren geht. Es ist empfindlich kalt, und Ibrahim muss mit den mitgenommenen Holzkohlen tüchtig heizen. Wir erfreuen uns guter Decken. Morgens früh fahren wir durch Bilecik. Die Station ist schön gelegen; dann geht's durch eine Schlucht. In den Gärten vor dem Eingang blühen die Bäume, und wir haben eine herrliche Stimmung, denn es zeigt sich, dass die anfangs so gefürchtete Reise gut vonstatten geht und Karl Fritz in keiner Weise von ihr beeinträchtigt wird. Er ist froh und munter, schläft und isst, als ob er zu Hause wäre. Das Trassee führt tief unten in der Schlucht durch, über Brücken und durch Tunnels, hart über dem schäumenden Wasser, die steilen, nackten Felswände des anderen Hanges immer in nächster Nähe. Kaum öffnet sich die Schlucht zu einem Tal, so ist man in eine herrlich fruchtbare Gegend hinein versetzt. Üppig stehen die Gärten, die Bäume blühen rosa und weiss, tiefblau steht darüber der klare Himmel. Jedes Flecklein Erde ist bebaut, man könnte meinen, man sei in einem anderen Lande. Auch die Bevölkerung, die tiefer im Landesinnern recht zahlreich zur Bahnstation pilgert, um sich die Zeit zu vertreiben beim Anblick des bunt gemischten Zuges, sticht vorteilhaft ab gegen die bisherigen Gaffer. Arbeit, Wohlstand und Rührigkeit sind hier schon eingezogen. Weiter öffnet sich das Tal, und die erst schmale Vegetationszone des engen Tales öffnet sich plötzlich in ungeheure Ebenen. Soweit das Auge blickt, ist alles gut bebaut und äusserst fruchtbar. Es folgen grosse Seen mit waldigen Ufern, Barken schaukeln in den Strandwellen, eine liebliche Landschaft längs der Ufer, die sich in Silbergrau auflösen, dort, wo der See und der Himmel ineinanderfliessen (in Karabahçe). Auf dem Höhenzug zwischen dem letzten grossen See und dem Golf von Izmit müssen wir längere Zeit liegenbleiben. Karl Fritz und ich spazieren an der Sonne und suchen Blumen. Vom Aufenthalt bei einer früheren Station her haben wir bereits die schönsten tiefblauen Wingerttrübeli, und hier, am Rande eines Sumpfes, finden wir Schneeglöckli, prächtige Exemplare, und zwar an einem Stiel gleich sieben Stück der schönsten Glocken. Kaum ist der Gegenzug abgerollt, fahren auch wir wieder weiter, und es öffnet sich der Blick zu Olivenwäldern, blaugrauen Felsen und zum tiefblauen Meer, welches durch Segler und Fischerboote belebt ist. Die gut gebauten Landhäuser zwischen den einfachen Hütten zeugen von der Nähe der Stadt. Bald liegt Izmit vor uns. Karlfrideli hat auch seine Freude an all den schönen Bildern, die sich vor unsern Augen abrollen, fast wie im Film. Dazwischen hat er zu seiner gewohnten Zeit sein Schläflein gemacht und neugestärkt und munter wieder in all die Pracht hinausgeguckt. Die Eselein und die Schafe und Kühe freuten ihn ganz besonders, aber auch die Bauern, die den vorbeifahrenden Zug begucken, freuen sich am kleinen Efendi, der mitten im Kriegszug auf so beschauliche Weise durch die Welt fährt. Wenn nur der Rest der Reise auch so über Erwarten gut geht! Sie ist noch weit und lang. Aber wir haben schon viel von den Orientalen gelernt und sind froh und zuversichtlich, Allah wird uns schon weiterhelfen. Nach kurzem Aufenthalt in Izmit geht es nun längs der Küste des Golfes von Izmit, eine herrliche Fahrt.

Die Dörfer liegen immer enger beisammen, es sind bald keine einfachen Bauerndörfer mehr, geschniegelte Holzbauten, palast- und pavillonartig. Der Charakter der Vorstadt ist ausgeprägt, auch an der Bevölkerung bemerkbar. Man spürt Cospoli nahen. Noch gleichen Abends sollen wir in Haydarpaşa sein. Da bemerke ich, dass unser Zug an einer kleinen Station geteilt wird und die eine Hälfte zurückbleibt. Es ist uns gleich, wir sind zum Glück in



Passierschein in arabischer Schrift.

der vorderen Hälfte, die weiterrollt. Aber nicht weit, schon an der nächsten Station werden auch wir abgehängt. Sogleich protestiere ich und glaube, durch Vermittlung eines Inspektors der Bahn, dem ich mein Empfehlungsschreiben von Direktor Hasenfratz zeige, mitzufahren. Aber der Lokführer ist dagegen und erklärt, er wolle versuchen, die defekte Lok nach Haydarpaşa zu führen, für mehr nehme er keine Verantwortung auf sich. Also bleiben wir so nahe am Ziel zurück. Der Personenzug, dem wir ab Eskişehir vorausgefahren, überholt uns. Uns ist es recht, ich will lieber im Güterzug in Haydarpaşa anlangen, da wir so besser unsere Lebensmittel durch die strenge Überwachung bekommen. Es ist Abend geworden, die Sonne sinkt am Horizont, herrlich überflutet sie die Gegend mit ihrem Rot. Ein grosses Fischerboot, ein Segler, geht vor uns vor Anker, und wir schauen dem Treiben der Fischer zu, die bald alles geordnet haben und das kleine Boot, das sie im Schlepptau mitführten, besteigen und an Land rudern. Vor unserem Wagen hat inzwischen Ibrahim Feuer gemacht, und im Topf brodelt das Nachtessen. Kaum ist das prächtige Bild erloschen, liegt die Nacht grau über der Gegend und es wird kühl. Wir ziehen uns zurück, um noch einmal die Betten, die bereits schon verpackt waren, wieder aufzuschlagen. Karl Fritz kommt zu uns ins grosse Bett.

Nachts um zwei Uhr soll uns ein Zug mitnehmen. Wir schlafen bis ca. drei Uhr, als

der Zug angerollt kommt. Aber niemand zeigt den Willen, uns mitzunehmen, nur meine energischen Drohungen bei Zugführer und Stationsvorstand bewirken es, dass das verschlafene Personal sich endlich bequemt, uns anzuhängen. Jetzt geht es endlich Haydarpaşa zu. In der Morgenfrühe treffen wir dort ein und kommen in den Güterbahnhof. Ich schlüpfe aus dem geschlossenen Wagen und komme durch den militärischen Cordon hindurch ins Verwaltungsgebäude, wo ich Herrn Toman, den Hafenchef, aufsuche und ihn bitte, mir zu helfen, mit Kind und Kegel und elf Koffern und Kisten, zum Teil gefüllt mit Lebensmitteln speziell für Karlfrideli, durch den Cordon nach Pera zu kommen. Es wird ein Zeugnis ausgestellt, dass ich, als Beamter der Bahn, nach Pera zügeln müsse, und so bekomme ich nach einigem Handeln das wichtige Schriftstück mit dem «Mühür», dem Stempel des Offiziers. Es ist also glücklich abgelaufen, denn von mir, einem armen Beamten der anatolischen Bahn, ist nicht viel zu holen, speziell in dieser teuren Zeit; und es gibt soviele andere Objekte, die zu rupfen sich besser lohnt. Gleich wird umgeladen in den Hafenschlepper, und wir dampfen ab nach Pera, respektive Galata. Wie ich dort durchkomme, ist meine Sache. Glatt geht die Fahrt bis zur Landungsbrücke in Galata, nahe beim Zoll. Dort kommen gleich die Polizisten und Soldaten. Da wirken mein Militärmantel mit den Ordensbändern sowie Ibrahim Çavuş, der sich immer stramm und militärisch aufführt, Wunder. Die Beamten müssen mir sogar einen Lastwagen besorgen zu dem vermeintlichen Alman Sabit mit seiner Familie; auch müssen sie uns helfen, die Überforderung der Wagenfuhre etwas zu korrigieren, und mit einem Bahşiş in der Hand salutieren sie der abziehenden Familie nach. Auch der Kapitän des Schleppers grüsst speziell in Anbetracht des guten Bahşiş. So hatten wir also auch die letzte Klippe über Erwarten gut überwunden. Der Lastwagen mit dem Gepäck, von Ibrahim Çavuş begleitet, ist bereits vor dem Han (Herberge, grosses Haus). Dienstbeflissene Träger sind auch da, um die Lasten in die Wohnung zu tragen. Unter den schweren Lasten brechen die von Entbehrungen entkräfteten Träger fast zusammen. Zittrig wird auch noch das letzte Stück bis hinauf in die Mansarde getragen. Vom Wagen bis dort hinauf sind es zirka 25 m oder 120 Stufen. So muss ich über den Trägerlohn hinaus noch einen Extra-Bahşiş geben. Die Pfundnoten fliegen nur so, kein Wunder, bei der enormen Teuerung. Schliesslich ist alles unter Dach und Fach und wir fürs erste geborgen. Fazit für meine Brieftasche: sie ist um 15 kg leichter (um 345 Franken), für mich ungewohnte Ausgaben, wo wir auf der Strecke stets für solche Fälle immer Arbeiter und Diener hatten. Mein Cousin aber tröstet mich, es sei wohl viel, doch nicht übertrieben; das Leben sei nun so teuer, dass man monatlich zirka 150 Pfund für die Haushaltung brauche, 41 400 Franken pro Jahr, ohne Kleidung etc. Wehe dem, der sie sich jetzt anschaffen müsse. Ein Paar Schuhe, schlechtes Leder, koste 500 Franken, eine Kleidung 1300 Franken. Nun, wir werden ja sehen. Aus den Gepäckbündeln heraus werden die Box und das Büeblibett geholt, und im prächtigen Aussichtszimmer des Han dürfen wir uns einrichten. Der gute Ibrahim bekommt sein Trinkgeld und das Feldbett, dann noch einen Ausweis, wann er von mir entlassen wurde, und dann beginnt sein Urlaub. Er hat ihn verdient, schon zweieinhalb Jahre ist er fern von seiner Heimat. Ihm ist das grosse Glück widerfahren, dass ich ihn zu dieser Reise abkommandiert habe, sonst wäre er weder zu seinem Urlaub gekommen, noch hätte er die 1300 Franken aufgebracht, die er seinem Major hätte geben müssen. Aber so ganz ungeschröpft kam er nicht davon, musste er doch seinem Vorgesetzten 500 Franken schmieren, sonst hätte er nicht auf 14 Tage anschliessend an seine Reise heimfahren dürfen. Mir dankte er und sagte, ich sei ihm nichts schuldig, eher er mir.

Hochbeglückt über seine Reise zieht er ab und dampft anderntags sicherlich etwas weniger komfortabel als bis hierhin nach Bandırma ab. Ich habe später einen abfahrenden Küstendampfer gesehen. Man könnte ein Buch mit den Erlebnissen füllen, die ein Mitfahrender in einer halben Stunde auf diesem erlebt. Man kommt in das Gedränge am Schalter, und dies am Tage der Abfahrt; bis zur wirklichen Ab-

Ankunft in Istanbul (Cospoli); der Schlepper «Gazal» vor der Serailspitze mit der Silhouette der Hagia Sophia.

fahrt dauert es lange, sie erfolgt erst mit Verspätung. Wenn man weiss, wieviele Läuse sich auf einem Soldaten oder Arbeiter aufhalten, und dann die zusammengepferchten Massen von Soldaten, Arbeitern, Bauern, Städter etc. sieht, so wundert man sich, dass der Flecktyphus nicht grössere Verheerungen anrichtet. Es sterben ja täglich Hunderte von Leuten, nach offiziellen Angaben 25 bis 32 Tote. Es muss aber auch viele Läuse geben, die keine Flecktyphusbazillen auf sich haben. Auch die Laus, die wir am zweiten Tag in Cospoli dem Karlfrideli aus seiner Leibbinde heraus gefangen haben, muss harmlos gewesen sein. Aber bis nicht 14 Tage verstrichen sind, weiss man nichts Bestimmtes und macht sich schweren Kummer. Noch bevor wir uns ausgeruht haben, muss ich zum nächsten Gendarmen, um die Aufenthaltsbewilligung zu bekommen.

Ich laufe zu zwei Ämtern wenn man sich dies nicht gewohnt ist, empfindet man es als Zumutung. Aber wie harmlos sind diese zwei Gänge gegen diese unendliche Lauferei, die jetzt beginnt und bis zur letzten Stunde unserer Abreise dauert. Was da an Geduld und Ausdauer geleistet wurde, wird einem gewöhnlichen Menschen nie zuteil, und wenn er zehn Leben hätte. Heute hat die Zeit – es sind nun bald zwei Jahre seither verflossen – die Erinnerung daran etwas gemildert; aber sobald man sich etwas tiefer in jene Jahre zurückversetzt, kommt der Grundton der Stimmung jener Zeit wieder. Die vielen Tränen von Clärli und meine verzweifelte Angst werden uns stets in Erinnerung bleiben, auch wenn mit der Zeit nur noch die schönere Seite jener Zeit vor Augen steht. Dies, trotzdem wir denkbar günstig untergebracht waren bei Verwandten, in einer herrlichen Wohnung mit dem Ausblick über die ganze Stadt Istanbul, das Marmarameer, Haydarpaşa Skutari und den Bosporus etc. Wir waren auch nicht einer schlampigen Hoteldienerschaft oder Kellnern ausgesetzt, wir waren sozusagen im eigenen Heim.»

Hier enden die Aufzeichnungen meines Vaters Fritz Sigrist. Monate später, im November 1918, kam ich zusammen mit meinen beiden Geschwistern in Werdenberg zur Welt und erlebte die ersten Jahre meiner Kindheit in Werdenberg. Die letzten Erinnerungen ans Rheintal verbanden sich für mich, den damals neunjährigen Buben, mit der Überschwemmungskatastrophe des Jahres 1927.

Wieder mit Vater vereint: Hans, Karl Fritz, Kaspar und Ruedi.

In der Heimat: Wassernot, in der Fremde: Wasser ringsum

Im September 1927: Mit Grossvater Paravizin Hilty gingen wir an den Rhein und schauten den reissenden Fluten zu, die den Damm auf der rechten Seite durchbrochen hatten und die liechtensteinische Ebene bis zum Schellenberg überfluteten. Grossvater hatte gesehen, wie die alte Holzbrücke von Buchs nach Schaan zersplitterte. Uns Buben machte das einen tiefen Eindruck. Die Nachricht, dass wir mit Mama zusammen nach Konstantinopel fahren würden, wo Vater wieder bei einem Bahnbau als Ingenieur angestellt war, packte uns nicht weniger, insbesondere da wir noch nicht wussten, ob wir mit einem Hauslehrer in der Wildnis leben würden, wo Karl Fritz 1917 geboren war, oder in Konstantinopel bleiben würden, um die Deutsche Schule zu besuchen. Eifrig wurde türkisch gelernt mit Mama als Lehrerin. Dann kam der Tag, an dem die Koffer gepackt waren und wir über den Gotthard fuhren, um uns auf einem Lloyd-Triestino-Dampfer in Genova einzuschiffen. «Theodora» hiess der Frachtdampfer, der uns aufnahm. Nur wenige Passagiere transportierte er. Es war kein Luxusdampfer, was uns Buben gerade gelegen kam. Bald hatten die Schiffsoffiziere Freude an uns gefunden, da sie ja zu Hause auch solche Buben hatten. So durften wir mit den Matrosen in aller Frühe das Deck schrubben im Takt, mit langen Erikabesen. Der Nostromo (Maat) spritzte mit einem dicken Schlauch Meerwasser auf Deck, und wir schrubbten mit den Matrosen zusammen um die Wette. Zuerst war die See spiegelglatt. In der engen Kajüte mit den kleinen, runden Bullaugen war auch nachts eine Mordshitze, und das Stampfen und Vibrieren vom Maschinenraum her liess uns kaum einschlafen.

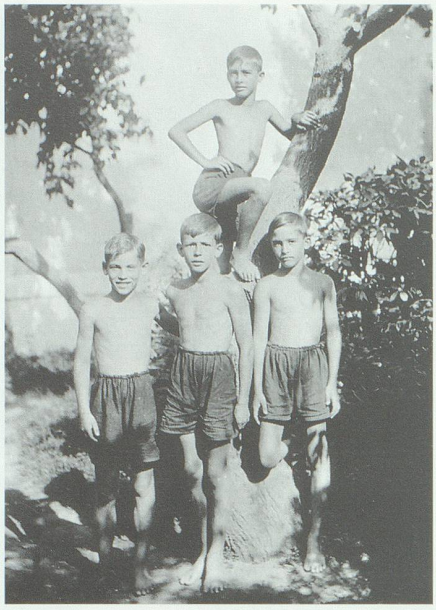
Nach dem Deckschrubben gingen wir auf dem Schiff auf Entdeckungsreisen, da gab es keine Planke, die vor uns sicher war; nur auf die Brücke, wo der Timoniere nach dem Kommando des ersten Offiziers oder des Kapitäns das Schiff steuerte, durften wir vorerst nicht. Die Matrosen waren sehr nett und schlossen bald «Freundschaft» mit uns, es waren meist kleine, braune Süditaliener, die uns mit ihrem singenden Dialekt imponierten. Der einzige grosse, blonde, blauäugige Norweger, Eynar, der sie fast um das Doppelte überragte, erinnerte uns an die Matrosen der «Fram» von Fritjof Nansen, die uns schon in Büchern fasziniert hatte. (Nansen war Diplomat und Humanist, Schöpfer des Nansenpasses für Staatenlose und Flüchtlinge.) Das Essen im Speisesaal, wo die wenigen Passagiere zusammen assen, mundete uns vorzüglich. Ein ganz reizender Stewart stellte uns zum Dessert die übriggebliebene Gelati mitten auf den Tisch: «Per i giovani.» An diesem Tag konnten wir sie noch geniessen. Auch verschiedene Käsesorten zum Dessert waren uns etwas Neues. Schnell verliessen

wir den Speisesaal, wo wir uns gesittet mit den Erwachsenen einfügen mussten. Kaum hatten wir also die Erlaubnis, uns vom Tisch zu erheben, verschwanden wir flugs auf Deck, wo die Damen und Herren ihre Siesta auf Liegestühlen machten. Wir schauten zu, wie mächtige Krane grosse Ballen und Kisten über das Pier hievten. «Torna, meina» dirigierte der Nostromo den Kranführer auf dem Schiff, und die Fracht verschwand unter Deck, wo mittschiffs Luken geöffnet wurden.

Das Ablegemanöver, als die dicken Trosse gelöst und der Anker gelichtet waren, faszinierte mich immer wieder; wenn das ganze Schiff vom Stampfen der Schrauben erzitterte, weisse Gischt am Heck aufschäumte, das Schiff in See stach und die winkenden Menschen am Quai immer kleiner wurden und zuletzt ganz entschwanden. Oben am Kamin dröhnte die Sirene, ein kleines Dampfwölklein ausstossend. Die kleinen Schleppdampfer lösten die Trosse, der Lotse stieg das Fallreep hinunter, bestieg die Barkasse und stand breitbeinig auf der schwankenden Nussschale, eine Hand am Mast, mit der anderen zum Kapitän hinauf salutierend. Nochmals ein kurzer Sirenenstoss, das Fallreep wurde hochgezogen, und wir waren in See gestochen.

Nun lockte es uns an den Bugspriet, wo wir über die Reling lehnend sahen, wie sich die Wellen am Kiel brachen und kräuselten. Tellergrosse, weissliche Quallen zogen vorbei. Zwei Delphine trieben ihr lustiges Spiel mit dem Riesen und kreuzten kurz unter der Galionsfigur, einer Meerjungfrau, hin und her. Wenn sie kurz auftauchten, um Atem zu holen und sich das Atemloch wieder blitzschnell schloss beim Untertauchen, spritzte es kurz auf, und weg waren sie. Dann drehten sie bei, um mit einem Schwarm anderer Delphine um die Wette zu springen. Erst von der Seite her sahen wir, welch imposante Sprünge sie machten, alle in einem bestimmten Rhythmus auf und ab, wie ein Tanz. Einmal konnten wir sehen, wie sich diese Säuger paarten und wie ein Junges neben der Mutter daherschwamm.

Nun kam schwere See auf, und die «Theodora» begann immer mehr zu schlingern. Der Speisesaal wurde immer leerer, nur ein paar ganz Tüchtige erschienen noch zu Tische, die andern, wir mit eingeschlossen, lehnten bleich an der Reling. Wer dies nie erlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, wie sterbenselend einem sein kann.



Unter dem Lorbeerbaum in unserem Garten in Şişli.

«Rodolfo morto», lachte Nino, unser liebster Matrose. So sammelten wir unsere Erfahrungen, und bei späteren Seereisen, immer auf Frachtdampfern, wurden wir dann nicht mehr seekrank.

Im Mittelmeer zu kreuzen ist viel abwechslungsreicher als auf der Hochsee. Immer ist etwas los. Bald fährt ein Segler vorbei, eine tuckernde Fischerbarke oder ein Dampfer. Zum Gruss wird die Landesfahne am Heck kurz gesenkt. Schiffe aus aller Herren Länder sind zu sehen. Ein dreimastiges Schulschiff schwebt mit geblähten Rahsegeln vorüber, der Matrose im Mastkorb winkt – stolzer schwimmt nicht einmal der Schwan auf dem Werdenberger See! Auf Piroscafo Tevere wurden grosse Kisten geladen, in denen mit zitternden Flanken Vollblutpferde durch die Luft gehoben wurden. Baron Rothschild sandte sie irgendjemandem als Geschenk. Ein dicker, gemütlicher Ungar versorgte sie in ihren Boxen auf Deck. Dieser Ungar hätte eine gute Figur als «Zigeunerbaron» abgegeben.

Diese Pferde waren nicht die einzigen Tiere an Bord. Die legendären Schiffskatzen rückten den Ratten zuleibe, und am frühen Morgen kreischten und rauften sich die Lachmöven um die fliegenden Fische, die auf die Planken geklatscht waren. Eines Tages setzte sich ein kleiner Spatz auf ein Rettungsboot, unglaublich, woher der kam, denn wir waren weit von den Küsten entfernt mitten in der Adria. Nie vergesse ich die Storchenzüge, die vom Balkan her über den ganzen Himmel hin ihre Formationen zogen. Einen zweiten solchen Storchenzug sah ich über Sizilien nach Afrika fliegen.

«Mann über Bord»

Als wir einmal im Speisesaal uns an die feine Gelato-Bombe machten, begann plötzlich das ganze Schiff zu erzittern und zu stampfen, die Schiffsschraube drehte rückwärts, Aufregung und Spannung lag in der Luft. Alle stürzten hinaus. Der Kapitän auf der Brücke schaute mit dem Fernrohr in die Gischt am Heck, der Bootsmaat liess ein Rettungsboot in aller Hast hinunter, ein Rettungsring wurde über Bord geworfen. Laut tütete es aus der Radiografia: «Mann über Bord». Der Nostromo Attilio allerdings schaute nicht so ernst drein wie wir verängstigten Passagiere. Mit schalkhaftem Lächeln zwinkerte er mir aus seinem zerknitterten Seemannsgesicht zu. Die Spannung löste sich wieder langsam, wir atmeten erleichtert auf: Es war nur eine Übung gewesen. Solche Manöver wurden gemacht, um für den Ernstfall gewappnet zu sein.

In jedem Hafen, wo das Schiff gelöscht wurde, hatten wir einen ganzen Tag für uns, um an Land auf Entdeckungsreisen zu gehen. Natürlich benutzten wir die erwünschte Abwechslung, um die Sehenswürdigkeiten der Hafenstädte zu besuchen. «Neapel sehen und dann sterben» heisst es; aber zum Glück bin ich nicht gestorben, sonst könnte ich ja nicht erzählen, was wir in Herculaneum und Pompeji erlebten. Die in Lava und Asche umgekommenen Menschen, deren Abdrücke wir besichtigten, machten einen tiefen Eindruck auf uns Buben. Hingegen wussten wir nicht, warum wir in bestimmte Kammern nicht eingelassen wurden; Schrecklicheres als wir schon gesehen hatten, konnten wir uns nicht vorstellen!

Im Kanal von Korinth hing ganz oben ein Riesenammonit mit dem Durchmesser eines Wagenrades. Da waren die Exemplare, die mein Bruder Karl Fritz auf den Lägern gesammelt hatte, winzig wie Weinbergschnecken. Unser Bruder, der immer «Steindoktor» werden wollte, ereiferte sich sehr, als bei einer nächsten Fahrt durch den Kanal von Korinth dieser Ammonit nicht mehr zu sehen war. Wir fragten uns, welches Schicksal er wohl erlitten habe. Ob er wohl in einem Museum gelandet oder vielleicht kaputt gegangen war? Karl Fritz wurde dann später wirklich «Steindoktor», nämlich Geologe.

In Athen war die Hitze gewaltig: Sonne, Steine, und nochmals Sonne, dabei kein Lüftchen. Auf der Akropolis bedauerten wir ausserordentlich, dass der Parthenon und weitere Gebäude zu Schaden gekommen waren durch die Explosion eines Munitionslagers in unmittelbarer Nähe der Altertümer.
Nachdem wir durch die Dardanellen gefahren waren, am sagenumwobenen Troja vorbei, kamen wir durchs Marmarameer unserem Ziel immer näher: Istanbul, wie es die Türken nennen, Konstantinopel, dem einstigen Byzanz. Golden schimmerten im Abendlicht die Halbmonde auf den Kuppeln der Moscheen. Die Serailspitze wurde umfahren, steuerbords öffnete sich der Bosporus. Die Schleppdampfer zogen unser Schiff an dicken Trossen ans Pier. Erwartungsvoll erspähten wir unter den vielen wartenden Menschen am Pier unseren Vater, der uns freudig empfing.

Kinder bieten den Passagieren frische Früchte an.

Ankunft in Istanbul

Lange ist nicht des Verweilens, das Gepäck muss ausgeladen, kontrolliert, verzollt und in ein Taxi verladen werden. Mit Ruhe und Sicherheit bewerkstelligt unser Vater dies, hat er es doch schon so viele Male an verschiedensten Grenzen gemacht. Das Taxi rumpelt am Galata-Turm vorbei durch Pera bis fast ans Ende der Stadt nach Şişli, wo wir in einem Einfamilienhaus wohnen werden. Müde von den vielen Eindrücken des langen Tages sinke ich bald in tiefen Schlaf unter dem Moskitonetz, das mein Bett wie ein Schleier umhüllt. Karl Fritz und Kaspar, die beiden grossen Brüder, erkunden noch den Garten und den Hof, bevor auch sie beide von der Müdigkeit übermannt werden. Es kehrt Stille ein, und auch die Mutter kann nun endlich in Ruhe mit Vater zusammensitzen und erzählen, was ihr alles auf dem Herzen liegt.
Schweissgebadet wache ich nach einem schrecklichen Traum auf: Ich träumte von einer riesigen Walze, die die Strasse auf der ganzen Breite ausfüllte und alles flachwalzte, was ihr in den Weg kam, mit dumpfem Dröhnen und Trommeln. Beim Frühstück erzählte uns Vater dann, dass das Trommeln wirklich stattgefunden habe und den Muslimen bei Sonnenaufgang das Zeichen gebe, dass sie keine Speisen mehr zu sich nehmen dürften bis zum Sonnenuntergang. Verboten sei auch das Rauchen und Trinken, bis die Trommeln abends das Fasten unterbrächen. Dann allerdings hebe ein Schmausen und Essen an, das bis in die tiefe Nacht hinein dauere – und dies während des ganzen Fastenmonates Ramadan. An diesem Morgen erkundeten nun auch mein Bruder Hans und ich den Hof. Auf dem Pflaster krabbelten kleine und grosse Schildkröten herum, Tauben flatterten und gurrten vom nahen Taubenschlag, und der Hühnerhund Milo stupste uns mit seiner feuchten Nase. Mitten im grossen Garten mit den vielen uns unbekannten Blumen und Pflanzen lag ein runder Marmorteich, von dessen Säule im Mittelpunkt kühles Wasser plätscherte. Lorbeer-, Nuss- und Feigenbäume umsäumten den Garten, und an der Veranda rankte ein Trompetenbaum voller Blüten. Ihre Form erinnerte mich an die Enziane, die auf Gamperney wuchsen, bloss dass diese Trompetenblüten ziegelrot waren und nicht dunkelblau. Sogar Schlangen und Lurche lebten in unserem Garten. Die grüne Smaragdeidechse mit ihrem violetten Kehlfleck kroch auf unsern Schultern herum. Das Chamäleon wechselte seine Farbe, je nachdem es auf grünen oder gelben Blättern den Fliegen auflauerte. Seine Augen erinnerten an kleine Kugeln. Es konnte gleichzeitig nach vorn und nach hinten spähen. Eine Jasminstaude mit vielen weissen Blütensternchen verbreitete einen intensiv süssen Duft, der sich mit andern Gerüchen mischte, die von jenseits der Gartenmauer zu uns herüberwehten, es roch nach Holzkohlenfeuer und gebratenem Fisch. Mutter stellt uns nun der Familie unseres Türhüters, des «Kapıcı» vor. Marcos, der Vater, und Armen, die Mutter, waren beide während der Kriegswirren aus Armenien geflohen und hatten dieses grausame Geschehen überlebt und in Istanbul eine zweite Heimat gefunden. Schake, ihre älteste Tochter und Mgrditsch, der kleine Bruder, wurden bald unsere Spielgefährten. Wie lauschten wir Buben jeweils gebannt, wenn uns Armen und Marcos von ihrer Flucht erzählten. Als Armen 1931 wieder schwanger war, spielten wir Kinder mit jungen Bärlein. Sie hatte nun furchtbare Angst, dass ihr Kind ebenso behaart zur Welt kommen würde wie die beiden kleinen Bären. Ihre Ängste erwiesen sich aber als unbegründet, schenkte sie doch einem gesunden, strammen Mädchen mit schöner weisser Haut das Leben. Den schwarzen Lockenkopf hatte Adrine von ihrem Vater und nicht von den Bärlein geerbt. Mit ihren blitzenden schwarzen Äuglein war sie bald der Liebling aller.

Ernst des Lernens

Nachdem die Ferien zu Ende waren, begann für uns nun der Ernst des Lebens oder, besser gesagt, der Ernst des Lernens. Wir erhielten als erstes Schulmappen, wie sie damals in Istanbul üblich waren, leider keine Tornister, wie sie hier bei uns die Schulkinder haben. Es erwies sich nämlich als grosses Handicap, nicht beide Hände frei zu haben bei dem zwar verbotenen, aber ach so beliebten Sport des Auf- und Abspringens bei den Tramfahrten. Unsere Schule, die Alman Mektebi (Deutsche Schule), lag nämlich am Yüksek Kaldırım, eine halbe Tramstunde von unserem Heim entfernt. Kleine und grosse Schüler machten sich einen Sport daraus, aufs Tram auf- und wieder wegzuspringen. Die Grossen wollten so ihr Fahrgeld sparen, und wir Kleinen um des prickelnden Gefühls willen, das uns jeweils durchschauerte, wenn wir nach atemlosem Spurt gerade noch das Trittbrett des hintersten Wagens erreichten. Die ganz Sportlichen schafften es sogar, vom hinten angehängten Wagen schneller als das Tram nach vorn zu rennen und sich auf das vorderste Trittbrett zu schwingen, wo sie dann mit grossem Hallo empfangen wurden. Wütend stampfte der Tramführer jeweils auf die Glocke, wenn der Kondukteur wieder einmal einen Schwarzfahrer schnappen sollte. Wer dabei nicht erwischt werden wollte, sprang einfach vom Tram ab und wartete aufs nächste. Ich fragte einmal einen kleinen

Wochenendfahrt auf dem Fährschiff.

Jungen mit einem Holzbein, der eben zu mir aufs Trittbrett gesprungen war, wo er denn sein Bein verloren habe. «Unter der Tramway», war seine Antwort. «Und wenn du wieder fällst?» «Dann wird es das Holzbein sein, Kısmet», sagte er gelassen. Unser Schulweg bot manche Abwechslung, wenn wir auch manchmal uns gegenseitig die Schulaufgaben abschrieben, unsere Schulmappen auf den Knien. Dies war natürlich unseren Schulleistungen nicht besonders förderlich, besonders nicht der Kalligrafie, die bei den Türken damals hoch im Kurs stand. Da gab es auch eine Kriegsschulkaserne, wo die Lanzenreiter mit gesenkten Lanzen und flatternden Fähnlein exerzierten. Auf den leeren Plätzen, wo früher offenbar Feuersbrünste gewütet hatten, hausten in halbzerfallenen Kellergewölben Zigeuner. Diese trieben oft ganze Herden von Truthühnern und anderem Geflügel vor sich her.

Eselkarawanen, hoch beladen mit Blechkannistern, zogen in langen Reihen dahin, gefolgt von einem Treiber in weiten Pluderhosen. Einige Kamele mit riesigen Kohlensäcken auf dem Rücken standen im Schatten einer Platane, Strassenverkäufer mit rundem Tablett auf dem Kopf liessen ihren Ruf erschallen, um die Hausfrauen vor die Haustüren zu locken. «Yoğurt, Silivri Yoğurdu, Kaymak» ertönte es. Joghurt aus Rahm war dies, von fester Konsistenz, das mit dem Messer abgestochen werden musste. Noch jetzt läuft mir das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an diese herrliche Erfrischung denke, die bei der Hitze besonders gut schmeckte. Oder «Taze Simit», die frischen Gebäckkringel, überzogen mit Sesam, wer kann da widerstehen und lässt nicht seine Schulaufgaben Schulaufgaben sein, ergreift sein Schulköfferchen und ersteht sich so einen leckeren Reif für ein paar Piaster, es reichte sogar noch für ein «Helva», einen türkischen Honig, um das herbe Simit zu versüssen. Mit klebrigem Mund springen wir auf die nächste Tramway, zeigen dem Kondukteur unsere Billette, damit er uns in Ruhe lässt. Nach der letzten Tramstation führt der Schulweg nur noch den steilen Pflasterweg Yüksek Kaldırım hinunter, und schon stehen wir vor dem langen Schulgebäude. 500 Kinder aus allen möglichen Nationen wurden in dieser Privatschule unterrichtet. Der grösste Teil waren Türken und Levantiner. Die Türken waren im Ersten Weltkrieg mit den Deutschen verbündet; Franzosen und Engländer hatten in Istanbul ihre eigenen Schulen. Bei uns hingegen befanden sich Deutsche, Österreicher, Schweizer, Kaukasier, Perser, spanische Juden, Albaner, alle unter der strengen Zucht deutscher Schulmeister, um Bildung und Wissen zu erlangen. In der Schulstunde musste jeder sich zuerst der Reihe nach vorstellen. Das bedeutete, stramm aufzustehen, seinen Namen und seine Nationalität zu melden. So tönte es etwa: «Mein Name ist Heinz Bitzer, ich bin deutscher Untertan», oder «Elvira Bottom, italienische Untertanin», «Bülent Djadjuli, türkischer Untertan, Tamara Danailoff, russische Untertanin, Aaron Haschmischvili, Georgier, Karlheinz Wagner, deutscher Untertan», und dann, ein besonders Strammer: «Mein Name ist Klaus von Lossow, Reichsdeutscher». Schon damals, 1928, wunderte ich mich darüber, dass es offenbar zweierlei Arten von Deutschen gab. Als mein Bruder Hans an die Reihe kam, stand er ganz behäbig auf und sagte in breitem Schweizer-Hochdeutsch: «Ich heissa Hans Sigrist und bin kein Untertan, sondern en frija Schwiizer.»

Miteinander der Kulturen

Trotz unserer verschiedenartigster Herkunft und Nationalität habe ich in den späten zwanziger Jahren an unserer Schule nie die geringsten rassistischen und religiösen Streitereien erlebt. Einzig bei den Onyıl-Feiern, dem 10. Jahrestag der türkischen Republik, ging es etwas gar chauvinistisch und grosstuerisch zu und her. Wir freuten uns auf diese 10-Jahr-Feier, denn da durften wir Schüler unter der Leitung unserer beiden Sportlehrer Hermann Niebur und Werner Eichstedt sportliche Darbietungen mit Saltos und Hechtsprüngen vorführen. Jeder ging am Samstag oder Sonntag oder am Freitag in die Synagoge, Kirche oder Moschee, das war selbstverständlich und darüber wurde nicht gesprochen. Wir bedauerten unsere muslimischen Kameraden, wenn sie zum Fest der Beschneidung gingen, und wir beschenkten sie, wie sie auch uns zur Konfirmation beschenkten. Unsere jüdischen Kameraden teilten mit uns ihre Mazzen, sogar der Reichsdeutsche Klaus von Lossow ass da mit. Wir bewunderten diesen Klaus und seine Schwester stets ein wenig, wenn beide in ihren dunklen Matrosenanzügen daherkamen. Ihr Vater war Kapitän auf einem Kriegsschiff, und Klaus erzählte von der Seeschlacht im Skagerrak. Als dann die «Emden 2», von der alliierten Flotte gejagt, schliesslich im Hafen von Istanbul zusammen mit dem Schlachtkreuzer «Goeben» einfuhr, durften wir zu unserer Freude beide Kriegsschiffe besichtigen. Klaus zog natürlich bei dieser Gelegenheit seinen besten Matrosenanzug an, die Mädchen putzten sich heraus und kreischten, als eine Salve aus den langen Kanonenrohren zum Salut ertönte. Riesige Rauchringe schwebten noch lange in der Luft, sie erinnerten mich an die Ringlein, die unser Onkel Ruedi aus seiner Zigarre aufsteigen liess.

Diese Schiffsbesichtigung ist mir in bester Erinnerung geblieben, noch nie stieg ich mit gespannterer Erwartung ein Fallreep hoch. Wir mussten zuerst mit kleinen Booten in den Bosporus hinausfahren, denn diese grossen Kreuzer konnten nicht wie die Frachtschiffe am Pier anlegen. Der Pulverdampf biss in der Nase, als wir auf dem blitzblank gescheuerten Deck ankamen. Überall glänzten Messingbeschläge, und die Matrosen standen stramm in schneeweissen Uniformen. Von ihren Mützen flatterten Bänder, auf denen «T.C.G. Yavuz» stand. «Türk Cumhuriyeti Gemi Yavuz» hiess das, auf deutsch Türkische Republik, Schiff, und Yavuz, der Gestrenge, war ein Beiname des Sultans Selim I., nun der türkische Name des ehemals deutschen Kreuzers «Goeben».

Wir beobachteten bei dieser Gelegenheit auch eine deutsche Frau, die hochschwanger auf die «Emden» stieg, die im Bosporus

vor Anker lag. Diese Frau wollte auf diesem Schiff ihr Kind zur Welt bringen, da sie sich damit auf deutschem «Gebiet» befand und ihr Kind nicht nach geltendem türkischem Recht automatisch die türkische Nationalität erhielt. Uns schien es seltsam, dass der Ort der Geburt die Nationalität bestimmen sollte. Karl Fritz war doch auch Schweizer wie wir, die wir in Werdenberg geboren waren, obwohl sein Geburtsort Fevzipaşa war. Viele Jahre später, als Karl Fritz längst die Rekrutenschule absolviert hatte und in den USA als Geologe arbeiten wollte, erhielt er wegen seiner türkisch-schweizerischen Doppelbürgerschaft keine Einreiseerlaubnis. Die Begründung lautete, es gäbe schon genug türkische Einwanderer in den Vereinigten Staaten!

Als Schüler trugen wir damals alle die gleichen Uniformen und Mützen. Dies war vor allem, um die Gleichheit unter den Schülern zu wahren. Da gab es keinen Unterschied zwischen dem Kind eines Regierungsbeamten oder demjenigen eines Eseltreibers – sofern dieser seine Kinder überhaupt zur Schule schickte. Auch in der neuen Türkei war dies so, zudem führte Atatürk die allgemeine Schulpflicht ein und veranlasste den Bau neuer Schulhäuser auch in kleinen Dörfern.

Die Geschichte von den jungen Bären

Auf seinen Inspektionsreisen zur Bahnlinie Fevzipaşa–Diyarbakır, die damals im Bau war, machte unser Vater einmal Halt in Maraş, wo sich das Hauptbüro des Aufsichtsbeamten für diese Strecke befand. Während dieses Aufenthaltes, der mehrere Tage dauerte, war er bei den Schwestern der Deutschen Orientmission untergebracht. Die freundliche, energische Leiterin dieser Missionsstation, Schwester Paula, gab Vater ein kleines Bärlein mit, das ein Jäger ihr vor kurzem gebracht hatte. Dies, so fand sie, wäre doch ein lustiger und lehrreicher Spielgefährte für die Kinder in Istanbul, und wenn der Bär dann grösser würde, so könnte er ohne weitere Kosten und Umtriebe einem Schiff der Hamburg–Amerika-Linie mitgegeben werden, um im Zoologischen Garten von Frankfurt untergebracht zu werden. Die deutsche Orientmission hatte ihren Sitz in Frankfurt, darum war dies möglich. Der kleine Bär wurde nun in eine Maccaronikiste gesteckt, die eigens für ihn hergerichtet wurde, mit einem vergitterten Fenster und beweglichen Türen. Zur Ausrüstung gehörte auch eine Schoppenflasche mit Nuggi, die dem kleinen, hungrigen Kerl alle zwei bis drei Stunden auf der Heimfahrt gegeben werden musste. Im Frühjahr 1931 kehrte der Vater von seiner Reise wieder nach Istanbul zurück und konnte seinen Kindern die Überraschung präsentieren.

Vater brachte die Maccaronikiste und stellte sie mitten in unseren weiten Hof. Mit gespannter Erwartung beobachteten wir, wie, als sich der Deckel öffnete, ein schwarzes Näschen zaghaft sich hervorhob und das Tier uns mit blinkenden Augen anschaute. Als das graue Bärlein Vaters Stimme hörte, die ihm vertraut war, kam es hervor, und bald wurde es neben all den anderen halbzahmen und zahmen Tieren, die unsern Garten und Hof bevölkerten, unser liebster Kamerad, Jochen genannt. Einige Tage später kam auch das zweite Bärchen bei uns in Istanbul an. Dieses hätte nun ein Weibchen sein sollen. Misstrauisch beäugte der Neuankömmling Jochen. Es stellte sich aber heraus, dass es auch ein Männchen war. Mit drolligen Ringkämpfen machten die zwei grauen Wollknäuel nun bald miteinander Bekanntschaft. Schwester Paula hatte recht gehabt, es war lehrreich, die zwei Bärlein, die grundverschiedene Charakterzüge schon in diesem jugendlichen Alter zeigten, zu beobachten. Auch hatten unsere Eltern uns gelehrt, die Tiere nicht rein als Spielkameraden oder gar als Spielzeug zu betrachten, sondern sie zu achten als Geschöpfe Gottes, bewusst der Verantwortung, die wir für sie tragen, wenn sie gezähmt mit uns zusammenleben. Kamen wir aus der Schule heim und das Glöcklein bimmelte über dem Tore, so erschien zuerst unser Hühnerhund Mylord, dann, um die Wette rennend, Jochen und Wahb, die Bärlein. Marcos, der armenische Kapıcı, öffnete uns das Tor. Ich fragte ihn: «Kommen die Bären jedesmal, wenn es läutet?» «Oh nein», sagte er mit feinem Lächeln, «die kommen nur, wenn sie ahnen, dass ihr aus der Schule kommt.» Und schon ging die wilde Jagd in den Garten, um den runden Marmorteich herum, über den schrägen Stamm des Lorbeerbaumes, voraus die drei Brüder, hinterher die zwei Bärlein. Wenn wir uns vor ihnen «retten» wollten, kletterten wir auf den Nussbaum, hangelten am langen Ast nach aussen und liessen uns auf den Boden fallen; dann kletterten die Bärlein zurück, den Stamm hinunter, da sie diesen Sprung nicht wagten. Müde von der Hatz, interessierten sie sich nun für die Schildkröten, die sich resigniert in ihre Panzer zurückzogen. Die Tauben flatterten in den blauen Himmel hoch, für die Bärlein auch unerreichbar, und auch die Kaninchen waren flinker als sie. Für die Smaragdeidechse und für das Chamäleon hatten sie nichts übrig. Wenn Jochen Heimweh nach seiner Mutter verspürte, kletterte er mir bis auf die Brust herauf und begann an meinen Ohrläppchen zu suggele (lutschen), steckte dann sein Pfötchen in die Schnauze und begann wohlig zu

Die vier Brüder vor dem Haus in Istanbul 1930.

«Jochen Bär» an der Milchflasche im Jahr 1932.

brummeln. Dann musste ich Geduld haben und Jochen brummeln lassen, bis er genug hatte. Einmal hat er Vater, der nicht so lange warten konnte, beim Herunternehmen so fest in den Arm gekniffen, dass sich die Zähnlein durch den dicken Rockärmel als blaue Male abzeichneten. Whab drehte am Brünnlein den Wasserhahn selber auf, um zu trinken. Nie hätte er aber diesen danach wieder zugedreht.

Traurig nahmen wir nach einiger Zeit, als die Quarantäne schon längst abgelaufen war und die Bären nach Frankfurt a. M. gesandt werden mussten, Abschied von unseren beiden Bärlein. Würden wir sie je wiedersehen?

Sieben Jahre später, als auch wir wieder in die Schweiz heimgekehrt waren, wurde ich von unserem Sportlehrer, Herrmann Niebuhr, nach Bad Kreuznach in Deutschland eingeladen. Niebuhr zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Gegend. Es war das Jahr, als Hitler in Österreich einmarschierte, 1938. Oft begegneten uns Umzüge mit wehenden Fahnen und militärischem Gepränge. Ringsum blieben die Passanten stehen und grüssten stramm mit erhobenem Arm. Ich bekam einen Puff in die Seite von meinem Lehrer: «Du musst die Fahne auch grüssen!» Nie hätte ich meinen Arm zum Hitlergruss erhoben. Nach dem zweiten energischen Puff salutierte ich militärisch mit der Hand an der Schläfe, wodurch ich noch mehr auffiel. – Nun fuhr ich nach Frankfurt a. M., und schnurstracks ging's zum Zoo. Ich wollte unsern Jochen sehen und begrüssen. Ein Koloss von einem Bär sass im Käfig und kehrte mir den Rücken zu. Ein bisschen zaghaft äusserte ich den Wunsch, man möge mich zum Bären hineinlassen, um ihn zu begrüssen und zu sehen, ob er mich noch erkenne. «Sie sind ja meschugge!» sagte der Wärter, «der hat in den sieben Jahren soviele Menschen gesehen, er war ein Milchbärlein und Sie ein Quintaner, bleiben'se besser draussen!» So will ich meinen Jochen auch in lieber Erinnerung behalten, wie er mit uns drei Rangen in Freiheit im Garten in Istanbul herumtollte.

Schmelztiegel der Völker

Istanbul, das ehemalige Konstantinopel, die Hauptstadt von Ostrom Byzanz, Schmelztiegel so vieler Völker, liegt an der Grenze Europas. Der Boğaz, der Bosporus, im Altertum Pontus genannt, trennt Asien von Europa. Die Wasser des Bosporus, des schmalen Meeresarmes zwischen dem Schwarzen Meer im Norden und dem Marmarameer im Süden, umspülen die Spitze der Altstadt Istanbul, die wiederum von einem noch schmäleren Meeresarm, dem Goldenen Horn, von der «Griechenstadt» Galata getrennt wird. Diese beiden auf dem europäischen Kontinent liegenden Stadtteile sind nach Bevölkerung und Architektur grundverschieden. Auf dem asiatischen Ufer liegt der dritte Stadtteil von Istanbul, Üsküdar, das ehemalige Skutari.

Warum dieser Exkurs in die Geografie? Von jeher haben sowohl die Geschichte als auch die geografischen Belange grossen Einfluss auch auf die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung ausgeübt. Besonders in Grenzgebieten fand dieser Einfluss seinen unverkennbaren Niederschlag.

1927 lebten in Istanbul so viele verschiedene Völkerschaften zusammen, die an ihren Gebräuchen mehr oder weniger festhielten und miteinander in Frieden lebten. Durch Mischehen und durch die Ausbildung der Bessergestellten an Schulen im Ausland sowie durch das internationale Geschäftsleben wurde das gesellschaftliche Leben kosmopolitisch beeinflusst. Die Schweizer, die damals in Istanbul lebten, schlossen sich in Vereinen zusammen, ebenso die Deutschen. An den Wochenenden fanden die mannigfaltigsten Anlässe statt. Wenn ich in meine Fotoalben aus jener Zeit schaue, finde ich besonders viele Bilder von Dampfer- und Fährschiffsausflügen. Gebadet wurde natürlich auch, vor allem am wunderschönen Sandstrand von Altınkum (= Goldsand). Wir Buben kletterten dann auf den Klippen der Prinzeninseln im Marmarameer herum. Was hatten diese Inseln doch für geschichtsträchtige Namen: Antigoni und Chalki. Im kleinen Kaffeehaus bestellte dann unsere Cousine Trudi ihren Tee auf griechisch, der Sprache des Stadtteils Galata, wo sie wohnte; das Türkische war ihr natürlich ebenso geläufig.

Der Bootsführer auf der schwimmenden Brücke, die Galata mit Stambul verband, verscheuchte einmal einen gelben Strassenhund, der mit seiner schwarzen Schnauze schon in unserem Picknickkorb wühlen wollte. «Yallah, haydi git köpoğlu» brüllte er, was etwa soviel wie «Hau ab, du Hundesohn» hiess. Nur mit Mühe konnte ich mir das Lachen verbeissen.

Bange Minuten

Eines Sonntags unternahmen wir eine Schiffahrt in den Bosporus. Wir umschifften den Rumeli Feneri am Eingang des Schwarzen Meeres und gelangten an steilen Klippen vorbei nach Kilyos, wo in einer weiten Bucht ein Sandstrand zum Bade einlud. Zwei Meter hohe Wellen mit weissen Schaumkronen donnerten heran und drückten mich, kaum hatte ich mich ein wenig ins Wasser gewagt, in den Ufersand.

Seesterne, Seeigel, Krebse und Kieselsteine wirbelten mir wild um den Kopf, so dass mir Sehen und Hören verging. Ich rettete mich an den Strand. Als ich mich aufrichtete, sah ich, wie unser Bruder Kaspar, der sich zu weit hinaus gewagt hatte, den Grund unter den Füssen verlor und vergeblich gegen die Wellen anzukämpfen versuchte. Der Sog jeder Welle riss ihn immer weiter vom Ufer weg hinaus ins offene Meer. Kaspar war ein guter Schwimmer, aber er konnte nicht gegen die Strömung ankommen. Hermann Niebuhr, unser Turnlehrer, der mit uns diesen Sonntag verbrachte, stürzte sich in die Flut und schwamm Kaspar entgegen. Bange Minuten verstrichen, bis er unseren Bruder endlich ergreifen konnte und sich mit ihm zum Ufer zurückkämpfte. Nun lagen beide erschöpft auf dem gelben Sand. Später erzählte uns der Kapitän unseres Dampfers auf der Heimfahrt, dass an diesem Strand während des Krieges 1914–1918 etliche deutsche Soldaten in der heimtückischen Strömung ertrunken seien.

Bei einem anderen Picknickausflug liess mich der Bootsführer sogar das Steuer ergreifen. Stolz stand ich am Heck und steuerte das mit vier Personen besetzte Kayık durch die vielen anderen Ruderboote, die Sandal und die Frachtkähne. Bei Eyüp, zuhinterst am Goldenen Horn, wo die «Süssen Wasser» sich in den seichten Meeresarm ergiessen, legten wir an. Unsere Familie besichtigte da eine alte christliche Kirche mit wunderschönen Mosaiken. Dann lagerten wir uns im Schatten eines mächtigen Baumes. Nicht weit von uns hatte sich eine türkische Familie ebenfalls zum Schmausen niedergesetzt, die Frauen tief verschleiert. Die Heimfahrt traten wir dann in kleinen, überdachten Wagen an, die von struppigen Pferdchen über das holprige Pflaster gezogen wurden. Zur Feier des schönen Tages wurden wir sogar von Herrn Direktor Preusser ins «Haylayf» eingeladen, eines der vornehmsten Restaurants damals in Istanbul, das seinem hochtrabenden Namen (= Highlife) alle Ehre machte. Es war bekannt für die allerbeste Eiscreme, Dondurma genannt. Wir hatten die Qual der Wahl, und ich entschied mich für «Kaymaklı Dondurma»: Rahmeis aus Schafsmilch mit Pistazien. Zu Eis wie auch zu Kaffee wurde in jedem Restaurant ein Glas Wasser serviert.

Unser Vater pflegte oft mit Herrn Preusser in einer der kleinen Lokantas (Lokale) in Skutari am Wasser zu sitzen. Von dort aus erblickte man über den Leanderturm am europäischen Ufer den marmorweissen Dolmabahçe. Zusammen rauchten sie die Nargile, die Wasserpfeife, und spielten auf prächtig eingelegten Brettern eine Partie Trictrac, ein im Orient sehr beliebtes Würfelspiel. Dabei gilt es, eine Anzahl weisser Spielsteine von der einen Seite des Brettes gegen die schwarzen Steine auf die andere Seite zu bringen. Noch heute höre ich das leise Glucksen der Wasserflasche des Nargile und das energische Klacksen der Steine auf dem Tavla, dem Spielbrett.

Gesellschaftliches

Ein gesellschaftliches Ereignis erster Güte war auch der grosse Maskenball. Da durften wir Kinder auch dabei sein. Mutter pflegte uns unsere Hemden und, als wir noch kleiner waren, auch die kurzen Hosen selber zu nähen. Daher fiel es ihr gar nicht schwer, uns auch für den Maskenball Kostüme zu schneidern. Nun waren das aber beileibe nicht «billige Fähnlein» aus Crêpe-Papier und Baumwolle, oh nein, es waren originalgetreue Trachten. Der Beduinendolch, den mein Bruder Hans als Hadji Halef Omar ibn Hadji Abul Abbas Davud al gossarah in seiner Schärpe trug, war Vaters Dolch mit dem weissen Griff aus Knochen, worauf die roten und grünen Edelsteine sich prächtig ausmachten, nur durfte Hadji Halef Omar nicht mit den schönen Arabesken auf dem Damaszenerstahl prunken, denn es war ihm strikte verboten, diesen Dolch zu ziehen, was Hans auch folgsam einhielt. Der aus schwarzem Rosshaar gedrehte Ring, der die Keffieyeh auf dem Kopfe zusammenhält (siehe Yassir Arafat) hing sonst zu Hause neben dem Dolch auf Vaters Satteltasche.

Einzig das Kostüm von Old Shatterhand konnte nicht originalgetreu sein, da die Requisiten dazu im Büyükpazar nicht aufzutreiben waren. Den schweren Trommelrevolver vom Grossvater durfte ich aus begreiflichen Gründen nicht tragen, und so war diese Gestalt nicht echt. Einzig mein kühner Satz, mit dem ich Winnetou nachsetzte, der unter das Büffet mit dem «Pemmikan» und all den leckeren Kostbarkeiten türkischer Kochkunst und europäisch verfeinerter Pastizerie sauste, der war echt und hätte um ein Haar die ganze Herrlichkeit zu Boden gerissen.

Lieber noch war ich als Kurde verkleidet, denn die malerischen Gestalten, die Vater mir in seinem Fotoalbum zeigte, wenn er aus früherer Zeit erzählte, imponierten mir mächtig. Da sass Vater auf seiner weissen Araberstute vor dem Zelt am Eingang zur wilden Schlucht, der Kawass (persönlicher bewaffneter Diener) hielt die Zügel von Mutters Pferd, die sich eben anschickte, vom Pferde zu steigen. Sie pflegte im Herrensattel zu reiten.

So war ich als Kurde verkleidet an diesem Maskenball in Istanbul im Jahre 1929. Die Zigarettenspitze, die ich im Munde hatte, besass ein Mundstück aus echtem Bernstein, nur die Zigarette, von der kunstvoll geschnitzten Meerschaumspitze gehalten, war nicht echt. Es war ein weisser Zuckerstengel anstatt der überlangen «Cercle d'Orient», die nur an besonderen Tagen geraucht wurde. Wollte ich daran lutschen, so musste ich den Zuckerstengel aus der Spitze herausnehmen, was dann aber weniger vornehm aussah. Der klebrige, übersüsse Stengel schmeckte mir ohnehin nicht, so stibitzte ich hie und da eine Olive vom Büffet, deren Stein ich zudem noch einem kleinen Rivalen ins Gesicht spucken konnte, was allerdings auch nicht gerade vornehm war.

Meine roten Schnabelschuhe waren aus Leder und kamen aus Kurdistan. Das weisse Kurdenkäppli, fein bestickt, trug mein Bruder Karlfrideli als kleines Büblein zwölf Jahre zuvor in Fevzipaşa, wo er geboren war, nicht zur Verkleidung, sondern um die Sonne abzuschirmen, wenn er in seinem Gätterli vor dem Hühnerhof sass und die Hühner gackernd nachahmte.

Die Mutter mit ihren vier Buben auf den Prinzeninseln beim Picknickausflug (auf Antigoni).

Hans als urchiger Sennenbub wagte mit dem allerliebsten Werdenberger Trachtenmeiteli ein Tänzchen vor der Marmortreppe. Den ruchen Rock ihrer alten Werdenbergertracht musste Mutter allerdings gehörig raffen und hochschürzen, bis er unserm Kaspar recht passte.
Maskiert waren wir Kinder nie, dies blieb einzig den Erwachsenen vorbehalten. Unsere Streiche und die überstellige Fröhlichkeit blieben in jenen Grenzen, die keiner Maskerade und Vermummung bedurft hätten.
Noch schönere Erinnerungen besitze ich an die «Lebendigen Bilder», die wir an Weihnachten und bei anderen passenden Gelegenheiten aufführten. Karl Fritz war eine prächtige Samaritanerin mit ihrem Tonkrug am Jakobsbrunnen bei der Stadt Sichem. Die Drei Weisen aus dem Morgenlande oder die Drei Könige stellten wir, Hans und Ruedi und Kaspar, dar. Mit Inbrunst brachten wir Gold (Katzengold), Weihrauch und Myrrhe dar.

Kulinarisches

In unserem Zuhause in Istanbul assen wir gewöhnlich gute Schweizer Kost, die aber durch orientalische Gewürze und Gerichte ergänzt wurde, Yoğurt in verschiedener Form (Yoğurt heisst «saure Milch») bildete die Grundlage des erfrischenden «Nationalgetränks» Ayran. Im Verhältnis 1:1 wurde Wasser mit Joghurt vermischt und mit einer Prise Salz gewürzt. Dies war bedeutend magenfreundlicher als all die süssen, kohlesäurehaltigen «Gazeusen», die wir deshalb besonders liebten, weil wir sie uns nach gründlichem Schütteln ins Gesicht spritzen konnten. Das Wasser aus der Röhre war ungeniessbar. Daneben wurde aus den vielen frischen Früchten Saft gepresst. Die Erwachsenen tranken auch etwa Wein oder Şira, ein leicht alkoholhaltiges Getränk aus Weinbeeren. Verschiedene Cocktails wurden bei Festen und Empfängen gereicht, ebenso Erdbeer- oder Pfirsichbowlen. Bier wurde kaum getrunken, auch der selbstgebrannte Anis-Schnaps, Rakı, selten.
Alle Früchte und auch die Gemüse kauften wir auf dem Markt, vieles wurde von den Händlern durch die Strassen getragen und mit lautem Rufen angepriesen. Meine Mutter kannte die Händler zum Teil, und bei weniger Vertrauenerweckenden musste man die appetitlichen, schön aufgeschichteten Früchte und Beeren aus den Körbchen leeren und nochmals abwägen.

Der Händler mit seinen Kostbarkeiten vor der Moschee.

Nicht selten kamen nämlich unter der obersten Schicht zerquetschte und angefaulte Früchte zum Vorschein, oder auch mal ein paar Kieselsteine! An eine Metzgerei oder einen Fleischerladen kann ich mich nicht erinnern. Hühner wurden zu ganzen Trauben an den Füssen zusammengebunden und lebend durch die Strassen getragen. Man schlachtete sie dann selber im Hof; gebratene Hähnchen mit Pilawreis waren ein richtiges Festessen. Die Fische wurden auf dem Fischmarkt gekauft, wo sie frisch auf Nussbaumblättern und in ungeheurer Artenvielfalt angeboten wurden. In unserem Hof stand ein einfacher Holzkohlengrill, auf dem Fische, Hähnchen und auch Tauben auf dem Rost gebraten wurden. Die Glut wurde mit einem Fächer aus den Schwanzfedern der Truthähne angefacht. Knoblauch und Zwiebeln waren nicht nur würzige Beigaben zu den Speisen, sondern wirkten auch als natürliche Verdauungshilfen.
Nüsse, Kürbis- und Sonnenblumenkerne, Pistazien und Pinienkerne wurden gerne geknabbert. Hingegen gab's zu Hause keine vor Süssigkeit und Fett triefenden orientalischen Leckereien wie zum Beispiel die berühmte Baklava, deren Grundlage eine Art Blätterteiggebäck bildete. Auch die Helva, den türkischen Honig, mussten wir uns beim Händler auf der Strasse erstehen oder im Restaurant «Haylayf» bestellen.
Bei all diesen kulinarischen Genüssen waren die Frische der Produkte und die Sauberkeit bei der Zubereitung erste Bedingung. Auch die Lagerung und Aufbewahrung der Lebensmittel war eine wichtige Sache. In der Brauerei Bomonti, ganz in der Nähe, wurden Eisklötze für den Eiskasten geholt. Sie waren auch wichtig zur Herstellung einer anderen Leckerei, die wir zu Hause mit Hilfe einer speziellen «Maschine» herstellten: die Dondurma oder Eiscreme. Ein Holzbehälter wurde mit Eisklötzchen und Salz gemischt. Darin wurde ein Metallzylinder gesteckt, der Rahm und Fruchtmark enthielt. Nun wurde in diesem Zylinder gerührt, bis der Inhalt zu Eis erstarrt war. Wehe, wenn der Verschluss nicht ganz hermetisch zugedreht worden war: dann gab es salzige Glace.
Wir assen in der Regel zu Hause dreimal am Tage, das Mittagessen war stets eine warme, gekochte Mahlzeit. Unsere Pausenbrote bestanden meist aus herrlichem feuchtem, dunklem Roggenbrot, das wir in der Bäckerei «Petrograd», bei einem Weissrussen, kauften. Dazu gab es von daheim importiertes Bündnerfleisch oder gar Landjäger. Oft wurde in der Pause ein regelrechter Tauschhandel vorgenommen: Unsere weissrussischen Schulkameraden rissen sich um unsere Pausenbrote, und wir tauschten die Landjäger gegen ihren Kaviar, der ihnen zum Hals heraushing. Pide war das Brot der einfachen Leute, eine Art Fladen, der auf einem heissen Deckel gebacken und mit Salat, Zwiebeln oder Fleisch vom Döner-Kebab belegt wurde.
In unserem Hof stolzierte auch eine prächtige Gänseschar, die der Obhut der ungarischen Köchin Anna unterstellt war. Anna buk Palatschinken und Marillenknödel. Sie war als ausgezeichnete Köchin auch

mächtig stolz auf ihre Kunst. Schwer beleidigt war sie, als wir ihr verboten, die Gänse zu stopfen, das heisst, ihnen den Futtermais mit Hilfe eines Trichters und anschliessender «Massage» den Hals hinunter zu stopfen. «So bleiben die Gänse ja mager wie…», schimpfte die dicke Anna, wagte aber nicht, mich beim Namen zu nennen, denn ich war stets der Dünnste von allen…

Hygieneprobleme und Krankheiten

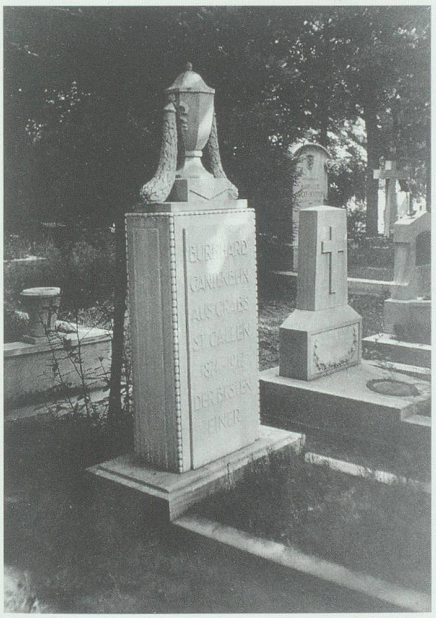
Unsere Mutter, die als frühere Krankenschwester im Spital Grabs Dr. Weiss im Operationssaal assistiert hatte, war sehr darauf erpicht, dass wir vier Buben in hygienischer Hinsicht eine gute Linie einhielten. Ihre Vorsicht ist wohl zu verstehen, erinnerte sie sich doch mit Schrecken an die Jahre 1914–1918, als sie während des Krieges in Anatolien mitansah, wie Hunderte von deutschen und türkischen Soldaten an der Ruhr, Dysenterie und dem Flecktyphus innert kürzester Zeit dahingerafft wurden. Auch an der Cholera waren viele Menschen auch aus unserem Bekanntenkreis verstorben. Mutter ermahnte uns immer, zu bedenken, dass Magen- und Darmkrankheiten im Orient sehr verbreitet und gefählich seien, und aus ihren stichwortartig geführten Tagebüchern kann ich ersehen, mit welcher Angst sie jede Magenverstimmung Vaters oder Karlfridelis notierte. Vor jeder Mahlzeit und nach jedem Toilettenbesuch mussten wir uns die Hände waschen, auch durften wir nicht von jedem Brunnen Wasser trinken wie daheim im Werdenberg, wurden doch viele dieser gefährlichen Infektionskrankheiten durch verunreinigtes Wasser übertragen.

Die üblichen Kinderkrankheiten wie Masern, Mumps oder kleinere Erkältungen wurden zu Hause auskuriert. Rizinusöl, Kamillentinktur, Leinsamen, antiphlogistischer Lehm, Jodtinktur, Chinin, essigsaure Tonerde, Honig und Kandiszucker waren die Mittel, die uns wieder «auf den Damm brachten». Schwitzkuren und Bettruhe wurden mit gütiger Strenge konsequent durchgesetzt. Kalte und warme Wickel um Hals und Leib, selten Pillen – und aufgestanden wurde erst nach einem fieberfreien Tag. Kleinere Wunden wurden ausgesaugt, mit Jodtinktur desinfiziert und verbunden.

Jede Nacht wurden über unsere Betten Moskitonetze gestülpt und minutiös abgedichtet, damit uns keine Stechmücken stechen konnten. Diese Stechmücken (Anopheles) übertragen die Malaria. Bitteres Chinin mussten wir regelmässig schlucken, um uns auch ausserhalb unseres geschützten Bettes vor der Malaria zu schützen. Mit einer Flyth-Spritze wurden die Wände und Decken besprüht. So war es nun halt vorbei mit den so beliebten Kissenschlachten vor dem Einschlafen, denn jeder lag unter seiner Mousquetière wie unter einem Zelt. Ungeziefer wie Läuse und Wanzen waren besonders auf Reisen nicht immer zu vermeiden. Zu Hause in Şişli allerdings hatten wir keine solchen «Mitbewohner». Glücklicherweise, denn durch Läuse konnte der gefährliche Flecktyphus übertragen werden, an dem 1915 viele Soldaten verstorben waren. Mit gut durchdachter Ernährung konnte im Orient manch gefährliche Krankheit vermieden werden; auch eine lange Bauchbinde wirkte manchmal Wunder.

Daneben gab es aber in den frühen dreissiger Jahren Krankheiten, die eine ernsthafte Lebensbedrohung darstellten, weil noch keine Antibiotika zur Verfügung standen. Ein durchbrochener Blinddarm beispielsweise konnte zur tödlichen Bedrohung werden.

Unser Bruder Kaspar erkrankte 1930 schwer. Professor Akıl Muhtar stellte nach langen Untersuchungen endlich die schreckliche Diagnose und übernahm auch persönlich die Behandlung: Unser Bruder hatte Leukämie. Eine schwere Zeit erwartete ihn und alle seine Angehörigen. Bluttransfusionen von Mutters Blut, Diätvorschriften wie rohe Leber und dergleichen musste er über sich ergehen lassen. Vieles realisierte ich als damals Zwölfjähriger gar nicht in seiner ganzen Tragweite. Hoffnung, Verzweiflung und Sorge wechselten sich ab. Der Professor mit dem gütigen Gesicht kam auch mitten in der Nacht und versuchte alles ihm zur Verfügung stehende. Am 11. März 1931 starb Kaspar nach langem, schwerem und geduldig ertragenem Krankenlager. Nun ruht er auf dem Friedhof von Feriköy in Istanbul, zwischen Burkhard Gantenbein, einem anderen Werdenberger, der hier fern seiner Heimat die letzte Ruhe gefunden hat, und Walter Maier, einem Piloten aus Davos, unter den riesigen Zedern dieses stillen Gottesackers, an dessen Mauern uralte Sarkophage von Kreuzrittern stehen.

Grabinschrift für meinen Bruder in Feriköy.

Die drei Schweizer Gräber, von links: Burkhard Gantenbein, Grabs, 1874–1917; Kaspar Sigrist, 1918–1931; Walter Maier, Davos, 1907–1933.